

Ordensleben im Zeichen der Hoffnung

Alexander Gerken OFM, Remagen

I. Der Grund der christlichen Hoffnung

Es kann für Christen auch im zwanzigsten Jahrhundert nicht falsch sein, zu einem zentralen Thema ihres Lebens, wie es das Thema „Hoffnung“ darstellt, die Schrift des Alten und Neuen Testaments zu befragen. Wenn man das tut und sich die Mühe macht, in der Schrift nachzuschauen, was dort als Hoffnung und als Grund der menschlichen Hoffnung angegeben wird, so ist das Resultat überraschend. In den meisten Fällen wird nämlich *Gott* entweder unmittelbar die Hoffnung des Menschen genannt oder als Grund seiner Hoffnung bezeichnet, im Neuen Testament kann es auch – in seiner Einheit mit dem Vater – Christus sein. Es ist nicht überflüssig, einige dieser Aussagen der Schrift auf sich wirken zu lassen: „Gott, du meine Hoffnung von den Brüsten meiner Mutter her!“ (Ps 21,10); „Gott, du Hoffnung aller Enden der Erde“ (Ps 64,6) „Gott, du bist meine Hoffnung von Jugend an“ (Ps 70,5); „Gott, du meine Hoffnung am Tag der Drangsal“ (Jer 17,17); „Der Herr aber ist die Hoffnung seines Volkes“ (Joel 3,16); „Christus, der in euch die Hoffnung auf die Herrlichkeit ist“ (Kol 1,27); „Daß eure Hoffnung auf Gott beruhe!“ (1 Petr 1,21); „Jeder, der die Hoffnung auf ihn setzt, heiligt sich“ (1 Joh 3,3).

Wirkt dieses Resultat einer Befragung der Schrift nicht wie ein Fremdkörper in unserer Zeit, auch auf dem Hintergrund so mancher Hoffnungsdiskussion innerhalb der Kirche? Es scheint doch, daß auch Christen manchmal mitleidig lächeln, wenn man unmittelbar Gott als Grund der Hoffnung angibt. Ist das nicht zu supranaturalistisch, zu weltfremd, zu fern den realen Problemen, Leiden, Verzweiflungen und Hoffnungen unserer Welt? Haben wir nicht gerade erst die Gott-ist-tot-Theologie hinter uns, die uns – obwohl schon überwunden – in ihren Ausläufern doch noch recht vorsichtig macht, mit Gottes Realität in unserem konkreten Alltag zu rechnen?

So werden viele Christen Hoffnung haben, weil ein tatkräftiger Papst in der Geschichte der Kirche erscheint. Doch kann man hier sofort weiter denken: Was ist aber dann, wenn dieser Papst in seinen Entscheidungen später ihren Erwartungen nicht entspricht oder wenn er – wie vielleicht durch die Folgen des Attentats – seine Frische und Kraft zum Teil verlieren sollte? Ist dann die Hoffnung schon dahin? Darf dann schon wieder die Enttäuschung und die Resignation einziehen? Ist die christliche Hoffnung ein so empfindliches Pflänzchen – oder ist sie nicht oder sollte es jedenfalls sein: ein Fels? Vor kurzem äußerte sich ein polnischer Christ besorgt, der Papst könne seine Ausstrahlungskraft durch die Folgen seiner Operation verlieren, und er sagte dies so, als ob die Zukunft der gesamten Kirche damit zur Debatte stehe.

Oder welche Zeichen der Hoffnung und welchen Grund der Hoffnung werden jene sehen, die der Theologie der Befreiung oder der Politischen Theologie nahestehen? Vielleicht die Entstehung vieler Basisgemeinden in Südamerika, die dortigen religiösen und politischen Aufbrüche. Andere wieder werden Gründe für eine Hoffnung darin sehen, daß sich anscheinend die Kurve der Priester- und z. T. auch Ordensberufe langsam nach oben bewegt.

Damit kein Mißverständnis entsteht: Alle diese Dinge kann man begrüßen, man kann darüber froh sein, man kann dafür kämpfen, daß sie sich weiterentwickeln. Die Frage ist nur, ob christliche Hoffnung daran geknüpft werden kann, ob christliche Hoffnung mit diesen Entwicklungen steht oder fällt.

Genau dies möchten wir hier verneinen. Man wird in jeder Zeit Entwicklungen in der Kirche finden, die man positiv beurteilen kann, aber auch solche, die negativer Art sind und zu Befürchtungen Anlaß geben. Zu solchen Entwicklungen wird es Stellungnahmen geben, und auch diese werden längst nicht einheitlich sein, bis zu dem Punkt hin, daß dem einen Furcht einjagt, was den anderen mit Hoffnung erfüllt. Aber entscheidend bleiben all diese Entwicklungen nicht, wenn der Christ nach dem Grund seiner Hoffnung gefragt wird. Dann muß er notwendigerweise den Ansatz der Schrift festhalten und mit ihr antworten: Gott in Christus, Gott in Christi Kreuz und Auferstehung ist unsere Hoffnung, das Modell und der Grund, aus dem wir Leben und Zuversicht für die Zukunft schöpfen. „Denn es ist uns Menschen kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, durch den wir gerettet werden sollen“ (Apg 4,12). Diesen Ansatz möchten wir daher hier unseren Überlegungen zugrunde legen.

II. Das Zeugnis der Hoffnung

Man wird uns aber sofort – und zwar z. T. auch im Kreis von Mitchristen – entgegnetreten mit dem Vorwurf und dem Stichwort „Vertröstung“. Wenn du derart die Hoffnung auf Gott und zwar auf Gott allein setzen willst, läßt du dann die Menschen nicht in ihrer Misere stecken, bist du dann nicht dauernd in der Versuchung, in deiner Zuversicht Gott eben einen guten Mann sein zu lassen und an der wirklichen Verbesserung der wirklichen Welt nichts zu tun?

Dieser Frage wollen wir uns stellen, und wir wollen zugleich – im Rahmen unserer Themenstellung – die zweite Frage hinzufügen: Was haben denn die christlichen *Orden* mit einer solchen Hoffnung zu schaffen, welche Beziehung besteht zwischen ihnen und dieser Hoffnung? Beide Fragen müssen hier zusammen beantwortet werden.

Es ist verwunderlich, daß in der heutigen Diskussion um die Hoffnung des Menschen das Wort „Zeugnis“ nicht mit dem Gewicht erscheint, das ihm in diesem Bereich zukäme. Dabei handelt es sich hier um ein Wort, das in der Schrift eine entscheidende Bedeutung hat und unmittelbar mit unserem Thema verbunden ist. Die Schrift des Alten und Neuen Testamentes ist, wie ge-

sagt, radikal und kompromißlos der Überzeugung, daß alle Hoffnung des Menschen in Gott und in seinem Wirken zusammengefaßt ist und nirgends sonst. Aber sie hat nirgendwo den Schluß daraus gezogen, daß deswegen der Mensch völlig ausgeschaltet sei. Wir haben uns in unserer Zeit diese Verbindung von „Hoffnung auf Gott“ und „Ausschaltung des Menschen“ vom Marxismus aufschwätzen lassen. Dies ist aber völlig unbiblisch, und warum? Weil hier das Wort und die Wirklichkeit des „Zeugnisses“ und des „Zeugen“ ihren genuinen Platz hat. *Wir* können das Heil nicht machen, das übersteigt unsere Möglichkeiten, es ist Gottes Sache. Aber Gott beruft uns in diesem *seinem* Werk – das eben sein Werk zur Rettung *des Menschen* ist – zu Zeugen seines Heils, und so beginnt er in dieser unserer konkreten Welt schon mit diesem Heil, wenn er es auch erst in der künftigen Welt vollenden wird. Der Zeuge macht nicht das Heil, aber er hat die Hände voll zu tun, um eben Zeugnis zu geben, ein lebendiges, tätiges Zeugnis, ein Zeugnis mit Worten und mit Taten, und zwar mit Worten und mit Taten, die prall gefüllt sind mit dem Hinweis auf Gott und auf Gottes Wirken, die also Zeichen der Hoffnung sind. Der Zeuge soll ein lebendiges Zeichen, ein tatkräftiges Symbol der Hoffnung Gottes werden, die dieser in seiner Souveränität – vor allem durch das Leben, das Wort, das Sterben und Auferstehen Christi – der Welt geschenkt hat.

Diesen entscheidenden Sachverhalt müssen wir etwas näher betrachten. Auch Jesus Christus und vor allem er wird im Neuen Testament der Zeuge genannt. „Jesus Christus ist der treue Zeuge, der Erstgeborene der Toten“ (Offb 1,5); „Er, der Amen heißt, der treue und zuverlässige Zeuge, der Anfang der Schöpfung Gottes“ (Offb 3,14); „Ich bin dazu geboren, . . . daß ich von der Wahrheit Zeugnis ablege“ (Joh 18,37). Wie sah dieses Zeugnis Jesu aus? Es war offenbar kein rein theoretisches Zeugnis. Sein Wort wurde zugleich zur Tat. Die Krankenheilungen, die Einführung einer neuen religiösen Praxis, der neue Wein in neuen Schläuchen – alles dies gehört zum lebendigen Zeugnis Jesu, aber es war eben Zeugnis. Was bedeutet dies?

Wer Zeugnis gibt, weist auf etwas anderes oder einen anderen hin. Er steht nicht für sich selbst, er ist gesandt. Er hat einen „Größeren“, einen Ursprung, von dem er ausgeht und auf den er hinweist. Sein Zeugnis ist – in unserem religiösen Zusammenhang – notwendigerweise ein *sichtbarer* Hinweis auf einen Unsichtbaren, den man auch verdrängen kann, der aber nichtsdestoweniger wirkend ist und durch den Zeugen sich in der Geschichte als redend und handelnd erweist. Das Tun und das Wort des Zeugen sind also kein flaches, innerweltliches Tun, sondern angefüllt mit Bedeutungs- und Hinweisgehalt, sie haben einen lebendigen, dynamischen Zeichencharakter.

Bei Jesus sieht das so aus, daß sein Wirken und Reden ganz vom Vater her und ganz auf den Vater hin ist. Er hat niemals den Anschein erweckt, als könne er diese irdische Welt in eigener Kraft zu einer perfekten machen, als könne er souverän, durch sein innerweltliches Wirken als solches, das Reich Gottes schaffen. Diese Versuchung weist er vielmehr gegenüber dem Versu-

cher entschieden zurück und verweist statt dessen auf die Souveränität des Vaters: „Vor dem Herrn, deinem Gott, sollst du dich niederwerfen und ihm allein dienen!“ (Mt 4,10). Gegen Ende des Matthäusevangeliums, dort, wo es ausgesprochen um die Enderlösung, um die Wehen vor dem Ende und daher um die Hoffnung des Menschen geht, heißt es ähnlich: „Diesen Tag aber und diese Stunde weiß niemand, auch nicht die Engel im Himmel, nicht einmal der Sohn, sondern nur der Vater“ (Mt 24,36). Dies ist kein singulärer Gedanke, sondern er entspricht der inneren Struktur des Lebens Jesu, seiner Zeugenschaft. Jesus weiß sich als Zeuge des Vaters, seiner Macht und seinem Willen unterworfen, und so kann auch er zu Gott sprechen: Du bist meine Hoffnung von Jugend auf!, wie es in den Psalmen formuliert ist. Seine Krankenheilungen sind ja auch, trotz ihres Gewichtes, nicht mehr als *Zeichen* des anbrechenden Reiches, die den Menschen die Hoffnung auf dieses Reich schenken und sie in ihnen wachhalten wollen. Sie sind noch keine grundlegende Veränderung der Welt, sie nehmen die Tränen und den Tod noch nicht weg. Die Menschen, die er geheilt hat, wurden wieder schwach, krank und alt und blieben dem Tod unterworfen. Und was sind denn auch die paar Krankenheilungen gegenüber einem Meer von Leid und Krankheit auch in der damaligen Welt!

Jesus selbst bleibt in diesem Bereich des Zeichens, des Hinweises auf die kommende Wirklichkeit, die er ankündigt. Allerdings ist er *der* Zeuge, ist sein Wort und sein Handeln *das* Zeichen, das unmittelbar und untrüglich für das kommende Reich zeugt und seine Macht in der Welt *beginnen* läßt. Aber gerade so blieb Jesu Wirken das kleine Senfkorn. Auch für ihn und sein Leben galt: „Es gab viele Aussätze in Israel zur Zeit des Propheten Elischa. Aber keiner von ihnen wurde geheilt, nur der Syrer Naaman“ (Lk 4,27). Also war sich Jesus bewußt, daß er die Welt mit seinem eigenen Wirken nicht völlig verwandeln konnte, und doch kennzeichnet sein Handeln keine Hektik, keine Trauer darüber. Er weiß in aller Gelassenheit, daß der Vater in seiner Souveränität das Werk des Heils, das mit seinem, Jesu, Wirken endgültig und unverbiegbar begonnen hat, auch zu Ende führen wird. Jesu Zeugnis ist daher auf der einen Seite weit entfernt von einem bloßen Geschehenlassen. Er ist engagiert, er will Feuer auf die Erde werfen. Aber auf der anderen Seite ist er gleich weit entfernt von jeder Hektik, er ist gelassen, weil Gott als Grund der Hoffnung nicht ausrottbar, nicht zu vernichten ist.

Da heute denjenigen, welche die Souveränität Gottes bei der Sinnfindung der Geschichte betonen, immer wieder vorgeworfen wird, sie vertrösteten damit die Menschen, wollen wir die erste Seite dieses komplementären Zusammenhangs noch näher betrachten. Obwohl Jesus, wie gezeigt, die Souveränität des Vaters nicht antastet und auch nicht vorwegnimmt, sondern sich bedingungslos unter sie stellt, frißt sein Zeugnis – eben als lebendiges und tätiges Zeugnis – ihn gleichsam auf. Er hat einmal wegen des Andrangs der Menschen keine Zeit zum Essen (Mk 3,20). Als man ihn an einem Ort länger festhalten will, drängt es ihn wegzuziehen, „um auch anderen Städten das Evangelium vom Reich Gottes zu verkünden“ (Lk 4,42–44). Ein Aufschie-

ben von Krankenheilungen vom Sabbat auf einen Wochentag, wie die Pharisäer es fordern, kommt für Jesus nie in Frage. Er fordert eine tiefgreifende Entscheidung, die keinen Aufschub duldet: „Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes“ (Lk 9,57–62).

Daraus müssen wir unsere Konsequenzen ziehen. Die Alternative: „Entweder schaffen *wir* das kommende Reich, oder unser Tun und Reden ist bloß Vertröstung, weil wir es Gott überlassen, das Reich herbeizuführen“ ist eine falsche Alternative, die durch das Wort und die Tat Jesu Lügen gestraft wird. Die christliche und vor allem biblische Sicht dieses Zusammenhangs ist vielmehr diese: Wir sind aufgerufen als Zeugen einer Wirklichkeit, die unsere eigene Möglichkeit grundsätzlich übersteigt, die Gott selbst uns aber eröffnet hat und immer wieder eröffnet, so daß wir von ihm als *Zeugen* dieser *seiner* Wirklichkeit engagiert sind. Damit liegt der Grund der Hoffnung immer im lebendigen und wirkenden Gott, doch das lebendige Zeugnis des Menschen wird gleichsam zum Sakrament dieser Hoffnung, nicht aus eigener Kraft, sondern in der Kraft der *Sendung*. So kann lebendiges Christsein, so kann insbesondere lebendiges Christsein in Gemeinschaft und als christliches Ordensleben nicht nur unter dem Zeichen der Hoffnung stehen, sondern selbst – in der Kraft der Sendung und des Rufes – ein Zeichen der Hoffnung werden. Die Ordenschristen sind in einer besonderen Weise Zeugen – wohlge-merkt: lebendige, tätige Zeugen – dafür, daß Gott uns Hoffnung geschenkt hat und schenkt und daß er mit seiner Zukunft für unsere Welt schon begonnen hat.

An einer Stelle des Neuen Testaments, und zwar in der Apostelgeschichte, finden wir eine Aussage, die auf manche extreme Position in der Hoffnungs-
theologie unserer Zeit eine Antwort enthält, ohne daß sie – so scheint es wenigstens – als diese Antwort verstanden wird. Apg 1,6 fragen die Jünger: „Herr, stellst du in dieser Zeit das Reich für Israel wieder her?“ Es ist die Frage der Hoffnung im weltimmanenten Sinne: Kannst du den Frieden, kannst du die gerechte, die „klassenlose“ Gesellschaft, kannst du die Freiheit in dieser unserer Zeit schaffen? Die Antwort ist ein klares Nein, und zwar wegen der Souveränität des Vaters: „Euch steht es nicht zu, Zeiten und Fristen zu erfahren, die der Vater in seiner Macht festgesetzt hat.“ Es bleibt also bei der Initiative und Macht des Vaters, es bleibt dabei, daß der Friede, die Gerechtigkeit und die Freiheit *seiner* Tat sind, daß sie nur in *seinem* Reich möglich werden, und wann dieses kommt, ist einzig und allein seine Sache. Aber ist dies eine billige Vertröstung, bedeutet das, daß die Jünger nichts zu tun haben? Ganz im Gegenteil! Denn es folgt sofort der Auftrag: „Aber ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen . . . und ihr werdet meine *Zeugen* sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an die Grenzen der Erde!“

III. Ordensleben als Inanspruchnahme durch das Zeugnis der Hoffnung

Wenn wir Christen also von der Hoffnung sprechen, dann sprechen wir von der Hoffnung *Gottes* – denn eine andere gibt es nicht –; aber wir sprechen zugleich von uns als solchen, die als Zeugen dieser Hoffnung mit ihrem ganzen Sein in Anspruch genommen werden. Dies stellt uns in einer eigenartigen, aber schöpferischen Weise zwischen die verschiedenen Hoffnungsideologien unserer Zeit. Da ist zunächst der Marxismus. Er erwartet nicht mehr das Reich Gottes, sondern das Reich des Menschen, und zwar will er es mit eigener, menschlicher Kraft herbeiführen. Aber was nun, wenn die dialektische Grundlage seiner Hoffnung nicht stimmt? Was soll sein, wenn die menschliche Kraft nicht ausreicht, wenn es sich erweist, daß sich hier der Mensch zuviel zugetraut hat, wenn seine Unternehmungen im Chaos enden oder jedenfalls erfolglos bleiben? Dann bleibt folgerichtig nur noch die Verzweiflung oder die Resignation. Auf seinen Grund zurückverfolgt, ist der marxistische Weg eher ein Weg der Hoffnungslosigkeit als der Hoffnung. Demgegenüber kann der Christ sich *gelassen* engagieren. Er weiß, daß auch dann, wenn er versagt, auch dann, wenn sein Wirken erfolglos bleibt, die Hoffnung nicht zerstört ist. Mit dem Zeugen fällt der göttliche Grund der Hoffnung, für den er zeugt, nicht dahin. Dieser überragt ihn, den Zeugen, indem er ihn beansprucht, so daß er, der göttliche Grund, noch in Erscheinung tritt, wenn der Zeuge aus der Geschichte verdrängt wird. Es ist die Überzeugung der alten Märtyrerteologie, daß das Zeugnis und damit der Grund der Hoffnung erst dann seine volle Macht entfaltet, wenn der Zeuge in seinem Dienst sein Leben verbraucht hat. Insofern ist hier für Resignation und Verzweiflung kein Spalt mehr offen. Nur der Kleinmut des Zeugen, der Rest an Unglaube in ihm kann diesen Spalt wieder öffnen.

Doch der wirkliche Glaube ist damit auch gleich weit entfernt von Müdigkeit und Schläffheit. Er kennt keine billige Vertröstung, wie wir schon betonten. Kann denn der ruhig bleiben, der um den Schatz im Acker und um die kostbare Perle weiß? Paulus war doch wie kein anderer neutestamentlicher Schriftsteller von der Überzeugung durchdrungen, daß die Rettung und damit die Hoffnung des Menschen allein bei Gott und bei dem liegt, was Gott in Christus getan hat. Aber er ist durchglüht vom Eifer des Zeugen, er ist vollständig davon in Anspruch genommen, gerade für diese Wirklichkeit, die er bereits erfahren hat, Zeugnis zu geben, damit auch die anderen von der Hoffnung Gottes in Christus verwandelt werden. Das Christentum ist nicht die Religion eines irdischen Reiches und nicht die Religion der Vertröstung, sondern es ist die Religion der *Zeugenschaft* für jene Tat Gottes, durch die er in Christus den Beginn seines Reiches gestiftet und damit Feuer auf die Erde geworfen hat. Diese Zeugenschaft wird lebendig und tätig vor allem durch die Tat selbstloser Liebe. In ihr wird nicht eine Allerweltsliebe unterscheidungsloser Art bezeugt, sondern jene konkrete und alle andere Liebe begründende Liebe Gottes, die sich im Leben, Sterben und Auferstehen Jesu gezeigt hat.

Damit ist uns auch ein unmittelbarer Zugang zum Verständnis des Ordenslebens im Umkreis der christlichen Hoffnung gegeben, nämlich ein Zugang vom Begriff des „Zeugen“ her. Insofern die Orden versuchen, Christen in totalen, d. h. das gesamte Leben bestimmenden, Gemeinschaften zum christlichen Zeugnis zu führen, stehen sie von vornherein unter dem Anspruch, selbst im Zeichen der von Gott in Christus herkommenden Hoffnung zu bleiben und sich für diese Hoffnung gebrauchen zu lassen. Das bedeutet: Dort, wo Ordenschristen mit der Verkündigung des Wortes beauftragt sind, darf ihr Wort nicht leer und existenzfremd sein, es muß zum Tatwort, es muß eben zum Zeugnis werden; denn nur als solches kann es Hoffnung schenken. Der Ordenschrist soll nicht nur mit seinem Wort, sondern mit der gesamten Existenz „gestikulieren“, weil der Anspruch des lebendigen Zeugnisses, der in seinem Lebensentwurf steckt, dem des bloßen „Funktionärs“ oder „Beamten“ genau entgegengesetzt ist. Dort, wo Ordenschristen sich in der beruflichen „Caritas“, in der organisierten Tat der Liebe engagieren, darf ihr Tun nicht geist- und wortlos werden, darf es nicht zur Routine entarten. Der Zeugnischarakter erfordert hier ebenfalls, daß nicht nur mit dem Herzen gehandelt wird, sondern daß auch der Sinngrund des Wortes Gottes darin aufleuchtet, daß man an solchem Tun merkt, *warum* es geschieht und auf welche Hoffnung es hinweist. Es muß mit anderen Worten nicht nur unsere eigene Liebe, sondern die Liebe Christi sichtbar machen, von der es herkommt. Man denke hier etwa daran, daß Mutter Theresa in Kalkutta sagte, sie hätte ihren Dienst an den Sterbenden ohne die Kraft, die ihr aus der täglichen Eucharistiefeier geschenkt wurde, nicht vollziehen können. Gerade im Dienst an den Sterbenden, an denen, die keine irdische Zukunft mehr vor sich haben, wird sich christliche Caritas als Glaube an die Auferstehung Jesu offenbaren können. Zusammenfassend: Eine sinnentleerte, nicht mit dem Glauben und dem Wort gefüllte Praxis sollten dem Ordenschristen genau so fremd sein wie eine tat- und lebensfremde, von der Existenz losgelöste Wortverkündigung. Denn in dem einen wie dem anderen Falle – dem der zur Routine entarteten und vom Glauben gelösten Caritas wie dem der lebensfremden Verkündigung – würde der Zeugnischarakter nicht getroffen. *Diese* Struktur ist entscheidender als alle *Technik* im Bereich des Wortes und des Handelns.

Weiter wird die uns geschenkte Hoffnung charakterisiert und in ihrem Grund strukturiert durch die Tatsache, daß sie aus dem Kreuz Christi herkommt. Das bedeutet: Selbst die menschliche Erfahrung der Vergeblichkeit, der Sinnlosigkeit und des Mißerfolgs dürfen und sollen wir noch einmal als Zeichen der Hoffnung sehen: *Crux – spes unica*. Die uns geschenkte Hoffnung ist verwahrt und unantastbar bewahrt in den Händen Christi, nicht in unseren eigenen. Nicht wir haben sie zu verwalten, so sehr sie uns wirklich geschenkt ist und wir unsere Existenz ihr zur Verfügung stellen. Sie verwelkt daher auch nicht, wenn unsere Hände schlaff werden; sie wird nicht müde, wenn wir in der Erfahrung der Vergeblichkeit müde werden; sie stirbt nicht, auch wenn wir sterben. Zeichen der Hoffnung dürfen und sollen die Ordenschristen also auch sein in einer Situation des Nachwuchsmangels, in einer Zeit, in der ihre

Existenz auch bei vielen Christen kein Verständnis findet und in der viele der von ihnen aufgebauten Institutionen untergehen. Gerade hier ist der Zeugniskarakter der christlichen Ordensexistenz in besonderem Maße angefordert, gerade in diesen Situationen kommt es auf die glaubende Reaktion an. Nehmen wir diese Entwicklung lediglich als Faktum, als Phänomen, so bleibt sie ein Untergang und ein Niedergang. Nehmen wir sie aber im Glauben an als ein Wort, als eine Herausforderung und einen Anruf, so wird sie in der Kraft des Gehorsams gegenüber dem geschichtsmächtigen Gott zur Teilnahme am Kreuz Christi und darin mit diesem zum Zeichen der Hoffnung. Unter dieser Rücksicht gibt es also für den Glaubenden keine Situation, die in sich resignativ wäre, da alles – nämlich „Tod und Leben, Engel und Mächte, Gegenwärtiges und Zukünftiges“ (Röm 8,38) – durch die Kraft der uns in Christus geschenkten Hoffnung umgeschmolzen wird zu einer Modulation des Christusereignisses.

In der Kreuzessituation muß es sich bewähren, daß wirklich Gott selbst, dessen Licht nie untergeht, unsere Hoffnung ist. Israels Schicksal in der Zeit des babylonischen Exils war, menschlich gesprochen, wirklich aussichtslos und unvergleichlich schwieriger als die Situation der Orden heute. Und doch wagt Deuterijosaja – offenbar, weil eben Gott selbst seine Hoffnung ist – die Worte: „Die Jungen werden müde und matt, junge Männer stolpern und stürzen. Die aber, die auf den Herrn hoffen, schöpfen neue Kraft, sie bekommen Flügel wie Adler. Sie laufen und werden nicht müde, sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,30f.).

IV. Die Liebe als die Grundform des Zeugnisses

Ordensleben ist christliches Zeugnis in Gemeinschaft, und damit ist es von selbst Zeugnis der Hoffnung. Gerade die Tatsache, daß die Ordenschristen dieses Zeugnis nicht als einzelne, sondern in Gemeinschaft geben wollen, macht das Spezifische ihres Lebens aus. Nach dem Evangelium ist die eigentliche Apologie des christlichen Lebens die realisierte Liebe: „Seht, wie sie einander lieben!“, oder, wie es im Johannesevangelium heißt: „Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt“ (Joh 13,35). Damit enthüllt sich die realisierte Liebe „in Tat und Wahrheit“ als das eigentliche, wesentliche Zeichen des Jüngerseins und damit als das wesentliche Zeichen der christlichen Hoffnung. Eine Ordenskommunität, die von der Liebe real getragen ist, wird daher auch all jene Züge an sich haben, von denen wir sprachen: Sie wird nicht in die Routine und in den Formalismus verfallen, sondern ihre Existenz in das Wort Gottes einbringen, sie wird darum wissen, daß nur in echter Demut, in der Armut des Geistes die Kraft der Hoffnung liegt, sie wird im Ertragen der menschlichen Gebrechlichkeit und Vergeblichkeit immer wieder die Kraft des Kreuzes und damit die mutige Freude gewinnen, den Weg gemeinsam weiterzugehen.

Innerhalb der Gemeinschaft und dann wieder innerhalb der Gesamtkirche sind die Charismen verschieden. Nicht jeder Ordenschrist und auch nicht jede Ordenskommunität hat denselben Auftrag, nur eines haben sie als Auftrag gemeinsam: In den verschiedenen Charismen die *eine* Liebe Christi als Grund der Hoffnung zu bezeugen. Daher dürfen wir auch hier das aus der Zeit heraus Wichtige und vielleicht Notwendige doch nicht ohne weiteres mit dem *Einen* Notwendigen verwechseln. Es mag wichtig und notwendig sein, daß ein Orden seine Strukturen umstellt und einige seiner Kommunitäten etwa statt bisher in großen Institutionen in beweglicher Weise, z. B. im asozialen Milieu, arbeiten läßt. Aber das Heil wird man von diesen Umstellungen nicht erwarten dürfen. Man sollte sie nicht ideologisch überfrachten und ihnen eine Funktion aufbürden, die sie nicht tragen können. Daß der Christ und daß damit auch die Orden auf die Zeichen der Zeit achten müssen, daß sie flexibel und „wach“ sein sollen, ergibt sich aus der Lebendigkeit ihrer Liebe und ihrer Hoffnung, für die ihr Leben einstehen soll. Aber die Liebe selbst, der allein der Charakter des Absoluten zukommt, darf nicht ersetzt werden durch die Lösung eines Strukturproblems, so notwendig diese auch sein mag. Nicht in der Umstellung von Kommunitätsstrukturen liegt das Heil, sondern immer nur in dem Umstand, daß die Liebe besser gelebt und damit ihrer Kraft der Hoffnung Raum gegeben wird. Das mag im Einzelfall die Auflösung einer großen Ordensinstitution und die Gründung kleiner Kommunitäten erfordern, es mag aber auch in einer anderen Situation gerade die Beibehaltung einer größeren, institutionalisierten Aufgabe in einem größeren Ordenshaus verlangen. „Prüft alles, das Gute behaltet!“ (1 Thess 5,21), dieses Wort wird aus der Kraft des Einen Notwendigen heraus die Distanz zu den oft ideologisch überhöhten Programmen geben, mit denen den Orden eine anscheinend hoffnungsvollere Existenz vorsuggeriert wird. Statt dessen täte ihnen die Gelassenheit der echten Hoffnung gut, die weder das Vergangene noch das Gegenwärtige, sofern es aus menschlichen Versuchen und Programmen besteht, verherrlicht, sondern letztlich auf die in ihnen sich bezeugende *eine* Hoffnung Gottes schaut. Diese wird immer lebendig und zukunftsweisend sein, sie war es in der Vergangenheit und ist es in unserer Gegenwart, während sowohl der vergangenen wie die gegenwärtigen wie auch die zukünftigen christlichen Verwirklichungsversuche alle noch etwas vom Schatten des Nicht-endgültigen an sich tragen und daher nicht in sich, sondern nur in ihrem Zeugnischarakter ihre eigentliche Würde gewinnen.

Ob es sich also um das Zeugnis des Wortes oder das Zeugnis der Tat handelt, das die Ordenschristen – und zwar in Gemeinschaft – der Welt heute geben sollen, es soll immer ein Zeugnis lebendiger Liebe sein; nur so ist es ein Zeugnis der Hoffnung. Denn Glaube, Hoffnung und Liebe sind im tiefsten eins, weil in ihnen der eine Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, sich in der Kraft seines Geistes in dieser unserer Welt bezeugt.